

Verkaufspreis F. 1,20
Italien 200 L.
Deutschland DM 1,20
Frankreich 1,50 Fr.

WOCHE



Start ins Abenteuer 200 km südöstlich von Cuzco —



An der wirklichen Urquelle des Amazonas

Fortsetzungsbericht

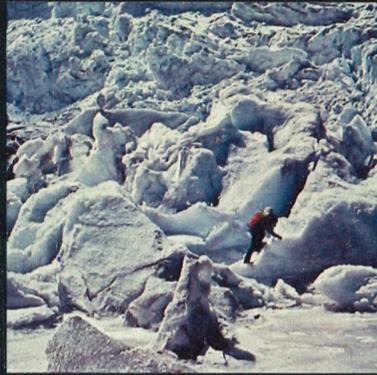
33 Boote für 7000 Amazonas-Kilometer

Schweizer Globetrotter bezwangen als erste den Amazonas von der Urquelle bis zur Mündung

Bildbericht Walter J. Kamm



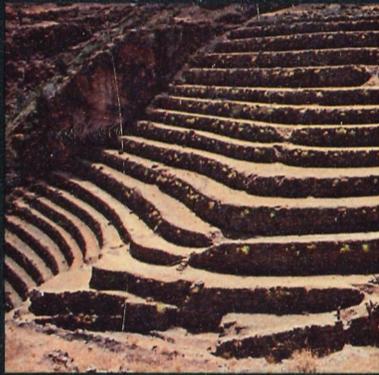
Traumhafte Biwakplätze an Gletscherseen des Auzangate —



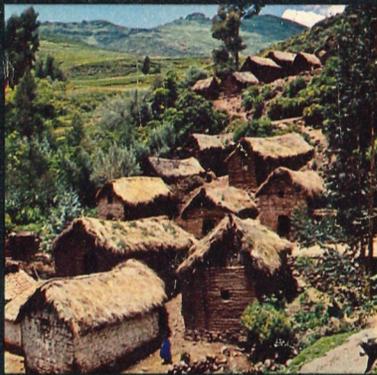
Gletscherkletterei auf 5500 m —



Start von der Lagune Langui y Layo



Terrassenkultur der Inkas bei Pisac —



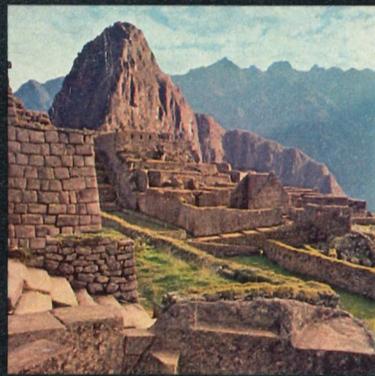
Prächtige Dörfer bei Cuzco —



Beim berühmten jährlichen Sonnenwendfest «Inti Raymi»



Blick in die Tiefe auf den Urubamba —



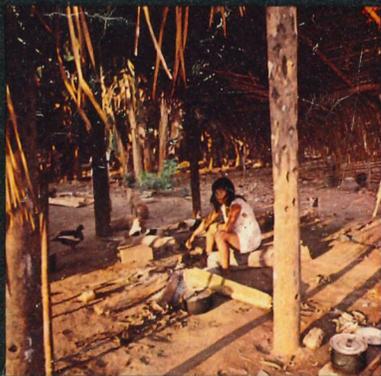
Baukunst in der berühmten Inka-Stadt Machu Picchu —



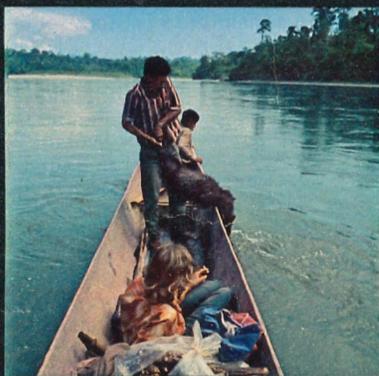
Blick in das Urwalddickicht am Ucayali —



Blick auf die Wasserfront von Iquitos



Bei den Campa-Indianern im Urwald —



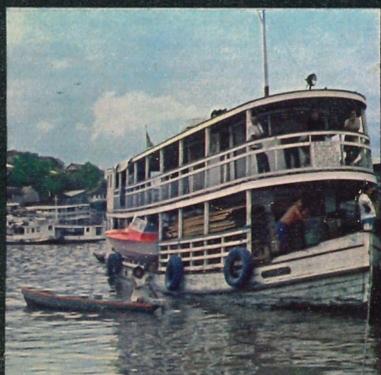
Nach der Jagd von Wildschweinen —



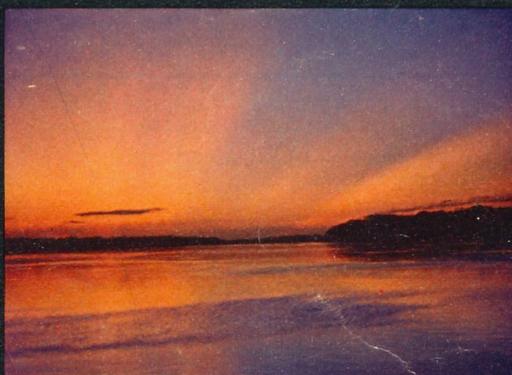
Ursprüngliche Familienfreude in Picha —



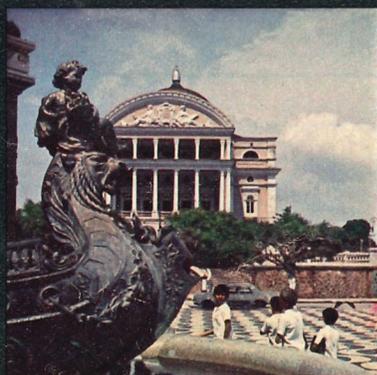
Gewitter von unglaublicher Heftigkeit am Amazonas



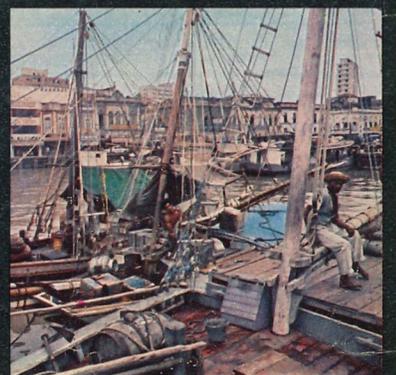
«Itimarati II», eines der 33 Boote —



Ein prächtiger Sonnenuntergang am Amazonas —



Das Opernhaus der Kapitale Manaus —



Belém, endlich, endlich an der Mündung

33 Boote für
7000 Amazonas-Kilometer

Vom Auzangate

zum Heiligen Tal der Inkas



Der junge Schweizer Walter J. Kamm ist wohl einer der letzten echten Globetrotter und Abenteuer unseres technologischen Zeitalters. Der «schweizerische Bonatti» hat bisher Abenteuer in rund 100 Ländern auf allen Kontinenten (Antarktis inbegriffen) bestanden. Dazwischen ist er als Schriftsteller (literarische Erzählungen), Photograph, Journalist, Kaufmann, Amateur-Forscher und vieles andere tätig.

Während seiner Südamerika-Reisen 1969–1971 hatte er ausserdem kurzfristige Jobs als Filmstatist und Übersetzer, Organisator und «Property Man», Matrose und Goldgräber, Chauffeur, Apfelpflücker, Glaser, Gärtner, Dachdecker und Zimmermann. Mit seiner wagemutigen Amazonas-Expedition verwirklichte er nicht nur eigene Bubenträume, sondern wohl auch die geheimen

Abenteuerwünsche vieler «Normalbürger». Seine grossartigen und oft bizarren, aber auch wilden und gelegentlich schrecklichen Erlebnisse bei der erstmaligen Bezwingung des grössten Stroms der Erde von der Urquelle aus erzählt er den «Woche»-Lesern in dieser und den folgenden Nummern. Jetzt ist er bereits wieder unterwegs: unter Krokodilen und Kannibalen auf Neuguinea ...



Mein traumhaftes, dramatisches Anden-Amazonas-Jahr begann im Januar fast «glorreich» sozusagen als «Filmstar» in Cuzco (Peru) und endete im Dezember als abgerissener und abgekämpfter, doch glücklicher «Fluss-Tramper» in Belém (Brasilien). Dazwischen lagen nicht nur rund 7000 Flussreisekilometer, sondern auch mehr essentielle Lebenserfahrungen, als manchmal ein ganzes Menschen-dasein enthält. Hier alle Geschehnisse zu schildern oder auch nur zu erwähnen, ist unmöglich. Doch hoffe ich, wenigstens eine Ahnung von diesem – im doppelten Sinne – steten Kampf mit dem wilden Strom des Lebens zu vermitteln.

Ein Wunschtraum von Dennis Hopper ...

Die Idee, den mächtigsten und längsten Fluss der Erde von den Quellen aus zu bezwingen, hatte ich schon als Junge. Doch damals glaubte ich noch, es brauche wohl viel Geld, um solche Träume in die Tat umzusetzen. Jetzt weiss ich es besser: Der ganze Amazonas-Trip hat mich praktisch kein Geld gekostet. Der «zündende Funke» kam schliesslich von keinem geringeren als Dennis Hopper, dem genialen Regisseur des bereits klassischen Filmereignisses «Easy Rider».

Anfangs Januar war ich auf meiner in Yucatan (Mexiko) begonnenen Trampereise nach Cuzco gekommen, dem «Nabel der Welt» zur Zeit der Inkas. Im entlegenen Indiodorf Chinchero, auf 3800 Meter Höhe, fand ich Dennis, der hier sozusagen im Alleingang seinen zweiten Film – «The Last Movie» – vorbereitete. Fast augenblicklich wurden wir Freunde. In der Folge half ich beim Aufbau des Filmdorfes und – nach Ankunft der alten «Easy Rider»-Filmequipe – auch bei den Dreharbeiten mit, sowohl vor wie hinter und neben der Kamera.

Auf einer unserer privaten Sonntagswanderungen – mit Peter FONDA, Kris Kristofferson und ein paar Filmmädchen – hoch in den wildromantischen Hügeln hinter Chinchero blickte Dennis lange stumm ins Urubamba-Tal hinüber. Nur ein kleines Stückchen des Flusses glitzerte dort unten in der Sonne. «Das ist, was ich wirklich machen möchte», murmelte Dennis. «Von ganz zuoberst den Urubamba hinunterfahren, auf einem Floss, mit Kanus und allen möglichen Booten, alles runter, den ganzen verrückten Fluss bis zur Mündung, das ist nämlich schon der Amazonas ...»

In meinem Hirn und Herzen klickte es. Dennis würde wohl ewig davon schwärmen – ich jedoch würde es tun. Ende März ging sowohl die Regenzeit wie auch die Filmarbeit zu «The Last Movie» zu Ende. Ich ging zurück zum Titicacasee. Hier hatte ich mit ein paar Schweizer Reisegefährten, mit denen ich den Amazonas gemeinsam «bewältigen» wollte, einen Treffpunkt vereinbart. Sie waren noch nicht da. Statt zu warten, fuhr ich für ein paar Wochen hoch in die Berge hinauf. Beim Goldgräberdorf Rinconada auf über 5000 Meter Höhe am Ananea versuchte ich mich auf eigene Faust als Goldgräber. Es war eine harte Zeit unter primitivsten Umständen. Und eine nützliche Lehrzeit für manches. Zurück kam ich zwar mit einer goldhaltigen Quecksilberlösung, aber alles andere als reich.

Inzwischen waren meine potentiellen Amazonas-Gefährten angekommen: Marlis Morell (25, Studentin aus Basel) und ein Appenzeller Ehepaar. Sie schüttelten allerdings den Kopf, als sie das billige Boot sahen, das ich aus Lima mitgebracht hatte. Es war aus widerstandsfähigem Spezialplastik und aufpumpbar. Die Appenzeller glaubten nicht an die Tauglichkeit des Bootes und scheuten überdies die zu erwartenden Strapazen in den Bergen. Während sich Marlis «zu allem bereit» erklärte, wollten uns die Appenzeller erst von der Flossfahrt auf dem Urubamba an begleiten.

Ein rotes Schlauchboot und zwei Gringos

Unsere ersten Versuche auf dem Titicacasee verliefen zwar kaum halb befriedigend. Aber wir mussten uns mit dem zufriedengeben, was wir eben hatten. Die Flüsse führten nun kein Hochwasser mehr (das jede Bootsfahrt zu einem Selbstmordtrip gemacht hätte). So gab's nur noch die eine Frage: Wo beginnen? Nach meiner Karte schien es logisch zu sein, bei La Raya, der halbwegs zwischen Titicacasee und Cuzco gelegenen Wasserscheide, den Anfang zu machen. Von meiner früheren Fahrt durch das Tal hatte ich den Eindruck, der noch sehr junge Fluss sei «einigermassen» befahrbar. Also los!

Kaum hatten wir unsere Rucksäcke abgestellt und das Boot ausgelegt, waren wir von einer Schar aufgeregt flüsternder und kichernder Kinder umringt. Die ebenso neugierigen Erwachsenen liessen nicht lange auf sich warten. So etwas hatten diese Hochland-

indianer noch nie gesehen: «Gringos» wollten mit einem Boot den Fluss hinunterfahren, wo es doch so einfach war, per Camion oder sogar Eisenbahn nach Cuzco zu fahren! Ein knallrotes Boot, das sich sozusagen aus dem «Nichts» ergab! Es zusammengerollt auf dem Buckel tragen, mit Luft aufpumpen – wahrhaftig die ulkigste und unerklärlichste Sache, die sie hier je erlebt hatten. Auch wir hatten viel Spass daran. Es würde wohl überall dasselbe sein, wir würden immer wieder für ziemlich «loco» (verrückt) gehalten werden. Wir würden uns zwar daran gewöhnen, doch immer wieder aufs neue mitlachen können ...

Mit einem leicht komischen Gefühl setzten wir uns schliesslich ins Boot und stiessen ab. Die Strömung erfasste uns – ein herrliches Gefühl, so rasch und mühelos vorwärtszukommen! Wir waren kaum den Blicken der Zuschauer verschwunden, als die erste Flussbiegung kam. Die Strömung trieb uns gegen einen vorstehenden Felsblock. Ich stiess mit dem linken Ruder etwas «unsanft» dagegen – krckhh ... und das Ruderblatt war grösstenteils abgesplittert. Marlis schaute mich konsterniert an. Aber ich fand das Ganze eher komisch, und bald schüttelten wir uns beide vor Lachen, während wir schräg, seitwärts und rückwärts den munter sprudelnden Fluss hinuntertrieben. Der Spass dauerte allerdings nicht sehr lange. Immer und immer wieder kamen untiefe Stellen oder Stromschnellen in Sicht, die uns zwangen, sofort ans nächstliegende Ufer zu lenken und die Stellen zu umgehen. Mindestens jedes zweite Mal mussten wir auch das Boot mittragen. Bis zum Abend hatten wir diese Prozedur ein gutes dutzendmal durchgespielt – und vorläufig genug.

Krieg und Frieden in Langui und Layo

Wir entschlossen uns, es mit der Lagune Langui y Layo zu versuchen. Am stillen Hochlandsee spannten wir ein paar Tage aus, fischten Forellen und ritten auf struppigen Pferden in der herben, hier bereits trockenzeitvergilbten Landschaft umher. Ich konnte es kaum mehr begreifen, dass ich nur ein paar Monate zuvor in dieser selben Gegend Zeuge eines passionierten und recht grausamen Dorfkrieges geworden war. Aus uraltem Aberglauben, traditionellem Brauchtum und Rivalität zwischen den Dörfern Langui und Layo einerseits und Checca andererseits ergibt sich hier jedes Jahr eine wilde Fehde, Tanzfest der Frauen und Bau-

ernschlacht zugleich, die letztesmal einen Toten und zwanzig Verletzte gefordert hatte. Das waren aber etwas wenig «Opfer», um eine wirklich ausgezeichnete Ernte erhoffen zu können. Je mehr Tote die Schlacht fordert, desto besser wird die Ernte, glauben die Indios.

Das ganze Geschehen ist von viel Geheimnissuerei umgeben. Gringos (Fremde) und Guardia Civil halten sich wohlweislich fern. Die Todesursache wird oft verschleiert. Doch jeden 20. Januar gehen die Männer aufs neue mit Steinschleudern und Peitschen, Eisenfäusten, «Morgensternen» und andern barbarischen Waffen aufeinander los, hoch zu Pferd oder auch als «Fussvolk» – um danach wieder ein Jahr lang in Frieden und Ruhe zusammen zu leben und zu arbeiten. Marlis versuchte, ein paar der ewig in sich gekehrten Indios darüber zu befragen. Doch diese blickten sie nur stumm an und schüttelten den Kopf. Bevor wir aufs neue aufbrachen, taufte Marlis unser Boot: «CHE II» malte sie in grossen blauen Buchstaben auf den «Bug». Von der Lagune aus befuhren wir den ziemlich träge dahinziehenden Fluss im relativ ebenen Hochlandteil. Dann stürzte er plötzlich ein steiles Tal hinab und liess uns erst gegen das Städtchen Sicuani hin wieder eine Chance. Zwar waren die Intermezzi interessant, die Siedlungen pittoresk, die Szenerie ein abwechslungsreicher Film in satten Technicolor-Farben – doch die Flüsse waren irgendetwas nicht attraktiv oder spektakulär genug. Den idealen Anfang, die wahre Quelle des Amazonas hatten wir noch nicht gefunden.

Die Angst der Appenzeller

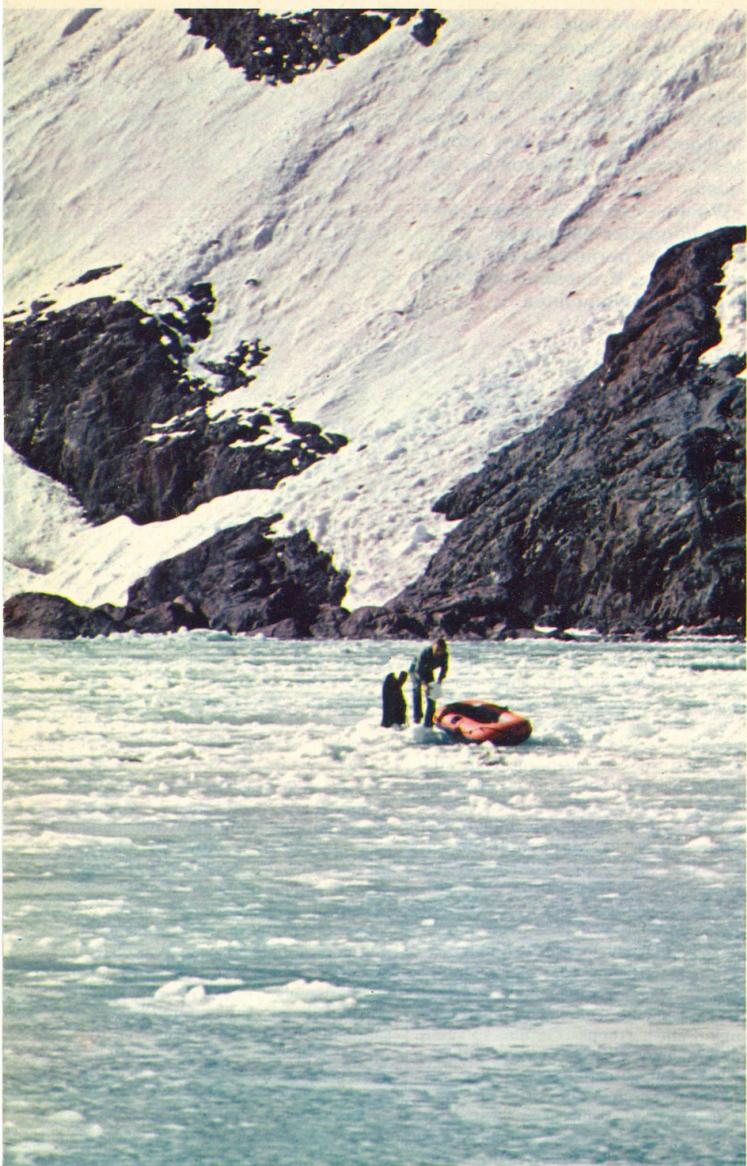
Ein neues Treffen mit unsern Reisekollegen war fällig. Wie üblich ging's per Lastwagen-Stop nach Cuzco. Unterwegs gab's einen unfreiwilligen Unterbruch: Das «World-Cup-Rallye» von London nach Mexico City brachte eben die wahnwitzige Etappe La Paz–Lima (via Cuzco) hinter sich. Ein verrückter Anblick, wie die äusserst risikofreudigen Konkurrenten mit ihren vergitterten, dreckverkrusteten und ringsum zerbeulten Wagen durch die engen Kurven der Naturstrasse daherschleuderten und in einer Staubwolke verschwanden ... Doch bald würden wir selber etwas ähnlich Verrücktes per Boot unternehmen!

Cuzco brachte eine wichtige Entscheidung. Wir hatten die gemeinsame

Marlis mit dem bepackten «Goofy», bestaunt von den Einheimischen (oben). – Verirrt auf 5500 m im Schnee (links unten). – Biwak an der Urquelle des Amazonas (unten).

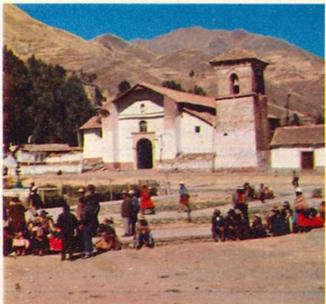


Fortsetzung auf Seite 26



Start von der Lagune Langui y Lago aus, im stillen Hochland. Hier liess sich der Fluss ziemlich gut befahren, stürzte dann aber in ein steiles Tal ab. Eine Szenerie wie in einem Film in satten Technicolor-Farben. Die Abenteuer aber sollten schnell folgen.

Vom Auzangate zum Heiligen Tal der Inkas

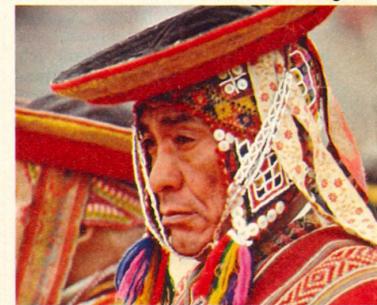
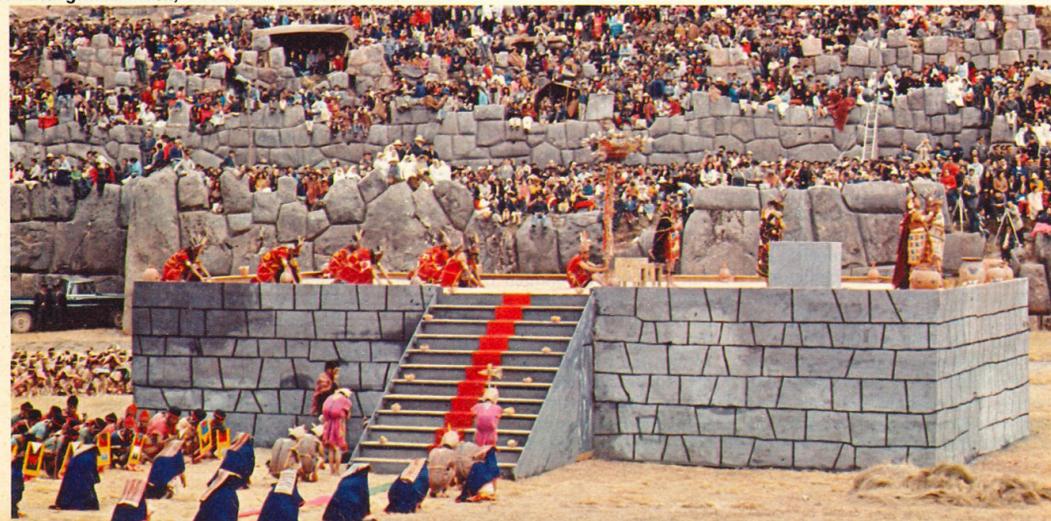


▲ Auf Pionierfahrt als Eisbrecher auf dem Gletschersee am Auzangate, während gleich daneben Lawinen ins Wasser donnern. Das Spiel aber wurde bald zum bitteren Ernst.

Traumhaft schöne Dörfer (rechts und oben) in der Nähe von Cuzco, mit strohbedeckten Hütten aber auch Wallfahrtskirchen in karglicher Landschaft mit den rauen Klimabedingungen der Gebirgslage. ▶



Eine der unzähligen fröhlichen Begegnungen unterwegs. Überall liefen die Indios herbei und bestaunten uns und – vor allem – das komische rote Schlauchboot, das uns so lange gute Dienste tat. ▶▶



In den Ruinen der ehemaligen Inka-Festung Sacsahuaman findet am 24. Juni das berühmte jährliche Sonnenwendfest «Inti Raymi» statt, eine Nachahmung der einstigen Inka-Rituale. Oben ein Zuschauer in seiner prächtigen Festkleidung.

Vom Auzangate zum Heiligen Tal der Inkas

Amazonasfahrt – nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen wollten wir zu viert reisen – schon verschiedentlich mündlich und brieflich abgemacht. Ich hatte ihnen nie etwas vorgemacht, sondern immer die möglichen Gefahren klar dargelegt. Inzwischen hatte sich das Appenzeller Paar die Sache offenbar anders überlegt, versuchte nun aber, sich mit einem runden Dutzend Ausreden «ehrentvoll» aus der Affäre zu ziehen. Was mich wütend machte, war die Unehrlichkeit einem alten Trampkollegen gegenüber. Vor allem die Frau meines Kameraden hatte ganz einfach Angst vor dem Urubamba-Trip, und er selbst war leider ganz unter ihrem Pantoffel.

Es wurde ein himmeltrauriger Abschied, nachdem wir zuvor während Monaten Reiseerlebnisse, Unterkunft und Mahlzeiten miteinander geteilt hatten. Wir sahen uns nie wieder.

Zu zweit würde alles riskoreicher und strapazioser werden. Mir konnte es recht sein. Ich fühle mich ohnehin erst richtig in meinem Element, wenn ich Gefahr und Anstrengung wittere, einen Berg scheinbar unüberwindlicher Hindernisse vor mir sehe oder eine schicksalbestimmende Herausforderung annehmen kann. Überraschenderweise war auch Marlis geradezu froh, die beiden los zu sein. «Negativ eingestellte Typen können wir hier nicht brauchen», meinte sie lapidar. «Nur Super-Optimisten und Fanatiker.» Das letztere war auf mich gemünzt – und traf auch zu.

Sehnsucht nach dem «absoluten Erlebnis»

Ein lehrreicher Besuch beim Bergsteiger-Ehepaar Osauskas brachte mir auch den «Geheimtip» ein: Zielort war die Cordillera de Vilcanota nordöstlich von Sicuani. Genauer: der Nevado Auzangate – mit 6384 Metern der höchste Berg der ganzen Cuzco-Region. Und wozu dort hinauf? Es tönt wohl abgedroschen, wenn ich sage: Um die «Urquellen» des Amazonas zu finden – und den Fluss von dort bis zur Mündung zu befahren. Und doch hatte dies noch niemand getan, trotz entsprechender sensationell aufgemachter Berichte. Als «offizielle Amazonasquelle» war ohnehin fast immer die Quelle des Marañon angegeben worden – wohl weil sie bequem nahe bei Lima und relativ gut zugänglich ist. Auch vom Huallaga war oftmals die Rede. Das ist natürlich Unsinn, denn diese Ströme gehören zwar auch zu den grössten, sind jedoch bei weitem nicht die längsten Amazonas-Zuflüsse. Diese Ehre gebührt dem mächtigen Rio Ucayali, der sich bei Atalaya in die Hauptarme Rio Apurimac und Rio Urubamba aufteilt, wel-

che wiederum mit ihren eigenen Quellflüssen um den längsten Wasserweg bis zum Atlantik wetteifern. Voll ausgemessen, also inklusive den von fast allen Schiffen benützten Rio Pará bis zum Meer, wird der Amazonas auch zum längsten, nicht «nur» zum wasserreichsten Strom der Erde. Diese Erklärung korrigiert eine andere weitverbreitete Ansicht, der Nil sei der längste Fluss der Welt.

Wir beiden «Amateur-Forscher» hatten also einiges vor. Natürlich hatten bereits einige waghalsige Abenteurer vor uns jeden der erwähnten Flüsse teilweise, d. h. im unteren Streckenabschnitt, befahren, und dann jeweils erklärt, den Amazonas von der Quelle bis zur Mündung bezwungen zu haben. Ebenso ein paar von reichen Institutionen finanzierte Expeditionen, welche die nicht besonders schwer zugängliche Apurimac-Quelle besuchten, und dann etwa 600 Kilometer stromabwärts, wo der Fluss schon breit und gut befahrbar ist, mit der Reise auf dem Wasserweg begannen.

Wir nun wollten höher oben beginnen und mehr Flusskilometer zurücklegen als irgendwer vor uns. Das aber war nur ein nebensächliches Motiv, sozusagen ein selbstgebastelter psychologischer Ehrgeiz-Aufhänger, um unsere Energie und Kräfte voll zu mobilisieren und nimmer ermüden zu lassen.

Das erste und einzig wichtige Motiv war jedoch ganz einfach die Erfüllung eines persönlichen Wunsches: Die Welt des Naturphänomens Amazonas möglichst hundertprozentig zu erleben. Der Fluss aller Flüsse bedeutete für mich eine unüberwindlich lockende Herausforderung. Den Urubamba wählte ich nicht nur wegen seiner Länge und seiner höhergelegenen Quellen, sondern weil er schon im Voraus unvergleichlich viel mehr an kulturhistorischen Stätten und andern interessanten Stellen zu bieten schien als der Marañon oder Apurimac. Und er versprach nicht nur erlebnisreicher, sondern auch hindernisreicher zu sein. Überdies schien die Quell-Landschaft des Apurimac, wie ich sie schon Monate zuvor etwas durchstreift hatte, in ihrer Szenerie wesentlich weniger spektakulär zu sein als jene des Rio Vilcanota. Mein Herz hüpfte, als ich dies alles Marlis erklärte. Wir waren wohl auf dem Weg zum «absoluten Erlebnis».

Strapazenreiche Suche nach den Quellen

Ausgangspunkt war Lauramarca, eine bis dahin in Privatbesitz befindliche und mit 70 000 Hektaren für schweizerische Begriffe fast unvorstellbar grosse Hacienda. Sie war im Zuge von Perus Agrarreform eben zwangsmässig in eine Cooperativa umgewandelt worden, und die neuen Verwalter in Tinki ertränkten uns fast in Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft. Nach ein paar Schlemmertagen zogen wir los, wohlausgerüstet mit Nahrungsmitteln und einem Lastpferd. Das Pferd wurde uns sozusagen geschenkt. Sie hatten es aus einem Rudel halbwild lebender Pferde geholt und für uns «schnell gezähmt». Als die erfahrenen Pferdeleute das struppige kleine Bergpferd mit seinem krummen Rücken zum erstenmal aufpackten, dauerte es über eine Stunde. Das überrumpelte Tier fügte sich schliesslich scheinbar resigniert in die Prozedur.

Von nun an waren Marlis und ich ganz auf uns selber gestellt. Gleich zu Beginn gab's einen Fluss zu überqueren. Es führte sogar eine Brücke darüber – die allerdings nur von Menschen vorsichtig zu passieren war. Unser Pferd versuchten wir mit viel Ge-

schrei durch den Fluss zu jagen. Das gelang uns zunächst. Doch als ihm das Wasser bis zum tiefhängenden Bauch reichte, blieb es stehen. Kein Gebrüll brachte es einen Schritt weiter. Schliesslich zog ich meine Hose aus und schubste das störrische Tier eigenhändig ans andere Ufer. Ich ahnte – zum Glück! – noch nicht, wieviele Male ich noch die Hose würde ausziehen müssen. Es gibt viele Flüsse in diesen Bergen, und schliesslich behielt ich die Blue Jeans einfach an. Und zwar gleich Tag und Nacht.

Der erste Tagesmarsch ging trotz des Pferdchens komischer Gangart und eselhaften Benehmens recht gut. Das Gelände war einfach, und es gab Wege. Doch dann brach, fast ohne Übergang, die mondlose Nacht herein. Wir stolperten in der Dunkelheit einen felsigen Hang hinunter und dann quer durch einen von Bächen durchzogenen Sumpf zu ein paar Hütten, die wir noch bei Tageslicht erspäht hatten. Sie waren leer. Wir waren beide – respektive alle drei – durchnässt und schlotterten in der Kälte. Es war bereits Winter und die Höhe gegen viereinhalbtausend Meter. Die Batterien meiner Taschenlampe erwiesen sich als wertlos, bereits aufgebraucht. Es dauerte eine gute Stunde, bis wir alles organisiert hatten mit Pferd versorgen, Unterkunft und Abkochen, und eine weitere Stunde, bis wir in den Schlafsäcken waren, todmüde. Hätten wir gewusst, dass dies der leichteste Tag des Unternehmens gewesen war, wären wir vielleicht umgekehrt. Und hätten etwas vom Besten in unserem Leben verpasst.

Ich hatte eine grobe, selbstgezeichnete Kartenskizze von der Gegend bei mir. Sie erwies sich als so «zuverlässig» wie unser Pferd. Marlis hatte den knochigen kleinen Kerl «Goofy» getauft – weiss der Himmel weshalb. Goofy also trieb uns beinahe zur Verzweiflung. Sein krummer Rücken und wackeliger Gang, mit dem wechselvollen Gelände, brachten die bestaufgepackten Lasten oft innert Viertelstundenfrist ins Rutschen. Das eine Mal hatte er sie am Hals, das andere Mal auf dem Hintern, und das dritte Mal hing alles an einer Seite runter. War das Gleichgewicht einmal gestört, benahm sich Goofy ganz einfach wie ein Esel. Durch nichts war er zu bewegen, einen Schritt weiterzugehen, bevor nicht abgeladen und neugepackt war. Und das bis zu zwanzig Mal am Tag!

Wir mussten riesige Sümpfe umgehen, steile, wüstenkahle Sandberge hinauf und hinunter, wieder zurück, weil ein grosser Felsabsturz das Gelände unpassierbar gemacht hatte, und entschlossen uns schliesslich, meine Skizzen zu vergessen und den Berg auf der andern Seite zu umgehen als ursprünglich geplant. «Der Berg», dessen Gegenwart während dieser Wochen omnipräsent war und unser ganzes Sehen und Denken erfüllte, war eben der «Nevado Auzangate», der «verschneite Auzangate». Einer der markantesten und schönsten Berge Südamerikas. Majestätisch, unnahbar wirkend. Er war unser ganzes Streben, unsere Erbauung und unser Trost. Und Trost hatten wir in diesen Tagen nötig.

Ein Pferd durchs Couloir zu tragen ...

Am vierten Tag endlich nahmen wir den Übergang bei der Gletschermoräne in Angriff. Wir zerschlossen uns an ihm, vergeudeten unsere Kräfte. Goofy mussten wir oftmals abpacken und die Rucksäcke selber tragen. Erst am späten Abend querten wir den tiefverschneiten und versteinerten Übergang auf etwa 5300 m Höhe. Dann waren wir

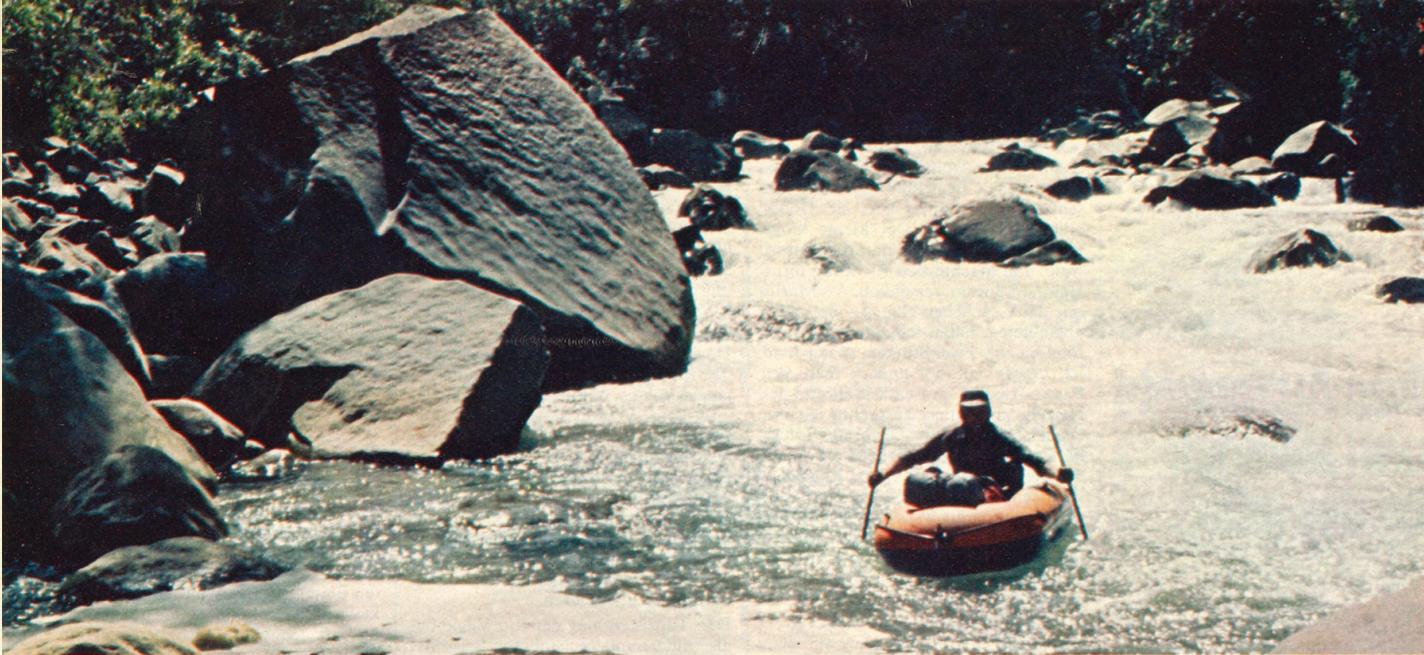
plötzlich blockiert, fanden keinen Ausweg mehr für Goofy. Doch wir mussten weg aus Schnee und Eis. Da würden wir garantiert erfrieren. Denn unsere Schlafsäcke waren superleicht, das Nylon-Biwakzelt wog lächerliche 700 Gramm, und Decken hatten wir überhaupt keine. Die Kälte hatten wir eindeutig unterschätzt. Es gab natürlich kein Brennholz, und Feuermachen auf diesen Höhen ist ohnehin ein Kunststück, das nicht immer gelingen will.

Mit dem aufkommenden Schneetreiben begann mich gleichzeitig ein panikartiges Gefühl anzuschleichen. «Ich will verdammt sein, wenn ich diesen elenden Gaul auch noch da hintertrage!» schrie ich in den Wind. Aber genau das tat ich dann. Zuerst brachten wir die ganze Ausrüstung hinunter. Es war ein verteuft steiles Couloir, voll lockerem Felsgestein und Sand. Es war schon dunkel, als wir Goofy brachten. Er wollte natürlich nicht. Es war ein irres Unternehmen. Während wir selber eins ums andere Mal ausglitten und stürzten, zogen und schoben wir Goofy über die lockeren Geröllhalden. Ständig knickte er mit den Vorderbeinen ein und rutschte auf dem Bauch die kiesigen Stellen hinab. Dann bückte ich mich jeweils unter ihn, hob das struppige, störrische Bergpferdchen an der Brust mit meinen Schultern etwas hoch und schleppte es ein Stück, während Marlis Goofy mit aller Kraft von hinten schob oder seitlich von unten stützte, damit er sich nicht überkugelte.

Es wurde eine lausige und kalte Nacht. Mit einem winterlichen Schneesturm. Von Schlafen keine Rede. Jede Stunde krochen wir aus den feuchtnassen, eisigen Schlafsäcken, um während zwanzig Minuten wilde Gymnastik zu treiben. Aber auch das war erst der Anfang. Es sollte noch schlimmer kommen. Marlis zeigte zudem Symptome von «Siroche». Sie litt unter der extremen Höhe, hielt sich aber klaglos tapfer. Ich selber spüre den Effekt erst ab 6000 Meter.

Eines späten Nachmittags fanden wir uns in einem der riesigen Hochland-sümpfe auf mindestens viereinhalbtausend Meter gefangen. Als die Nacht kam, waren wir ringsum von Flüssen, Bächen und unübersehbarem Sumpfland umgeben. Wie schon erwähnt, hatten wir überhaupt kein Licht. Die Zwölfstunden-Nächte verbrachten wir meistens im Stockdunkeln. Wir träumten von einer heissen Gemüsesuppe, von ungarischem Gulasch und anderen leckeren, wärmenden Speisen. Tja, der Benzinkocher, den wir in Cuzco als Occasion bekommen hatten, war schon am zweiten Tag explodiert und hatte mir Gesicht und Haare versengt. Wütend hatte ich ihn weggeschmissen. Normalerweise bauten wir uns aus Steinen eine Kochstelle und sammelten tagsüber Brennmaterial: trockenes Moos, Buschwerk, Pflanzenwurzeln oder Takia (Lamadung). Im Sumpf gab es nichts ausser Nässe und Kälte, Dunkelheit und

Fortsetzung auf Seite 28



Steuerkünste auf dem Wildwasser des unberechenbaren Urubamba im Heiligen Tal der Inkas. Oft waren gefährliche Engpässe zwischen Felsblöcken zu befahren. Hier machte unser Boot schlapp, in der unmittelbaren Nähe unseres ersten Zieles: Machu Picchu.



Auf dem Direktissima-Pfad die 600 Meter hohe Bergflanke hinauf, das leckere Boot auf dem Rücken. Aber wir spürten die Anstrengungen nicht mehr, denn der letzte Zufluchtsort der Inkas lag vor uns.

Unten im Tal fliesst der Urubamba in Schleifen durch den Tropenwald. Noch stand uns in den kommenden Tagen und Wochen der Kampf durch seine grüne Hölle bevor.

In den Strahlen der untergehenden Sonne: Machu Picchu, die seit über vier Jahrhunderten verlassene rätselhafteste Stadt der Welt. Beeindruckend die grossartigen Bauwerke der alten Hochkultur. Die Mauern zeigen deutlich die Präzision der Steinmetzarbeit, die bei den Inkas üblich war.



Vom Auzangate zum Heiligen Tal der Inkas

Schmutzwasser. Wir knabberten an ein paar steinharten Biskuits und sprachen von kommenden guten Zeiten. Mitten in der Nacht pumpte ich das Boot halb auf, um es als Isolierung gegen die Sumpfnässe zu verwenden.

Erschöpfung und Triumph

Mehr Strapazen und Entbehrungen liessen sich seitenweise aufzählen. Doch wir genossen das Abenteuer trotzdem. Die rauhe Sierra-Landschaft besass eine unvergleichliche Schönheit von herber Faszination. Weidende Lamas und Alpacas blickten uns an, als wären wir Marsianer. Seltene Viscachas verschwanden blitzschnell zwischen Felsen. Gelegentliche Begegnungen mit Hirtenjungen und -mädchen in bunten, phantasievollen Trachten, Einladungen zu Kartoffelsuppe oder Übernachtungen in den primitiven, doch heimeligen Stein/Stroh-Hütten der Indios waren Erlebnisse, die alle Mühe aufwogen. Einige dieser Hochlandbewohner waren noch nie zuvor Weissen begegnet. Nur wenige von ihnen sprachen ein paar Brocken kaum verständliches Spanisch. Ihre Sprache ist Quechua.

Wir umwanderten fast das ganze Bergmassiv und auch etliche Seitentäler. Vom winzigen Dorf Auzangate aus versuchte ich, im Alleingang so hoch wie möglich auf den Berggiganten zu gelangen. Aber er ist ein stolzer Riese mit höchsten Schwierigkeitsgraden. Nach waghalsigen Klettereien durch Gletscher und über vereiste Schneehänge erreichte ich vielleicht sechstausend Meter. Ich sah ein, dass es ein allzu leichtfertiges Spiel mit dem Leben war. Und das war bestimmt nicht der Sinn des Unternehmens. Um überhaupt den zackigen Gipfelgrat zu bewältigen, brauchte es ohnehin ein gut ausgerüstetes Team von erfahrenen Bergsteigern. Erst kürzlich erzählte mir Heinrich Harrer, er habe den Berg 1953 als erster bestiegen. Was ich jedoch finden und erreichen wollte, hatte ich entdeckt. Da unter mir lag das langersehnte und harterkämpfte Ziel: die Quelle – «meine» Quelle – des Amazonas... Ich war der totalen Erschöpfung und dem absoluten Glück näher als je.

Schon am folgenden Abend biwakierten wir dort oben an der lieblichen «Urquelle», diesem höchsten, kleinsten und reinsten der Quellseen. Ein paar Hirtenkinder kamen aus dem Tal herauf, um uns zu bestaunen und stumm Gesellschaft zu leisten. Gleich unterhalb davon war der eigentliche Gletschersee. Die ersten Bootsfahrten zwischen den bizarr geformten, in der leichten Strömung treibenden Eisbergen genossen wir wie Kinder, die ein neues Spiel entdecken.

Unter Eisbergen und Lawinen

Wir waren nur noch zu zweit. Goofy war nach Hause gegangen – nahmen wir wenigstens an. An unserer Urquell-Freude wollte Marlis auch unsern «treuen Begleiter» teilhaben lassen. Zum erstenmal liess sie Goofy völlig frei weiden. Der kleine kluge Kerl nahm die Chance natürlich sofort wahr und machte sich Richtung ferne Heimat Lauramarca davon. Als Marlis mir das Geschehen eine Stunde später «beichtete», nahm ich sofort die Verfolgung auf. Zwei Stunden später fand ich Goofy auf der andern Seite des Passes friedlich grasend. Während des ganzen Vormittags versuchte ich ihn wieder einzufangen. Doch alle Tricks halfen nichts, weder liebe Worte noch brutale Drohungen mit Revolvergeschüssen. Mit einemmal war der plumpe Goofy wendig wie eine Gazelle. Ich war wütend und traurig – doch irgendwie auch erleichtert. Er hatte uns das Leben wirklich zu oft unnötig schwer gemacht. Er würde den Weg, seinen Weg, schon finden.

So schleppten wir halt alles auf dem eigenen Buckel, während wir von einem Gletschersee zum andern zogen und die so unterschiedlichen Gewässer befuhren. Dabei wurde mir mein Lieblingssee beinahe zum Verhängnis. Er war fast ganz mit einer Eisschicht bedeckt. Ich ging wie ein Eisbrecher vor, fuhr Stück um Stück auf die Eisdecke zu und drückte sie mit dem Gewicht ein. Am hinteren Ende war offenes Wasser, weil da in kurzen Abständen Eis- und Staublawinen vom überhängenden Gletscherabbruch ins Wasser herabdonnerten. Die Lawinenwellen liessen mein Boot tanzen – das gab ein einzigartiges, kribbelndes Gefühl! Marlis sollte ein paar Aufnahmen machen.

Als ich übermütig auf einem der schaukelnden Phantasiegebilde von Eisbergen herumturnte, drehte sich das vielarmige Gebilde langsam. Ich versuchte noch, die Balance wiederherzustellen, da kippte das Ganze plötzlich über und drückte mich vollständig unter Wasser. Der Schock des eisigen Wassers lähmte beinahe meine Reflexe. Das Eis bumste ein paar mal hart gegen meinen Kopf und Körper. Benommen kam ich hoch, hustete mir das Wasser aus den Lungen, versuchte, mich an einer andern Eisscholle hochzuangeln, die dadurch aber ebenfalls aus dem Gleichgewicht geriet, seitlich abkippte und mich beinahe aufs neue begrub. Ich wollte zum Boot, sah es aber nicht mehr. Erst nachdem ich in den schweren Blue Jeans und den Schuhen um den Eisberg herumgeschwommen war, konnte ich ans Boot ran. Ich versuchte mich (ohne mehr viel zu denken) seitlich daran hochzuziehen – da überdrehte es sich auch noch. Ich war schockiert und erschöpft und japste nach Luft. Ich hielt mich an der Bootsleine über Wasser, bis ich mich etwas erholt hatte. Schliesslich konnte ich mit letzter Kraft auf eine dritte, ziemlich flache Eisscholle kriechen, das Boot wieder richten und hineinspringen. Halb erfroren zurück am Ufer, begann sofort eine grosse Massage-Aktion. «Hast du die Photos gemacht?» fragte ich Marlis. Sie sah etwas mitgenommen aus. «Hast du das wirklich erwartet?» sagte sie tonlos. Später taufte sie in ihrem «Taufimmel» den See «Laguna del Che». Obwohl ich ja noch lebte.

Durchs «Heilige Tal der Inkas»

Noch etliche Berge und Täler weiter im Osten liegen die grossen Lagunen Sibinacocha und Amayani auf fast fünftausend Meter Höhe in der Puna. Eine fast unirdisch fremde, einsame Grassteppenlandschaft mit Weilern,

zu denen kaum je ein Weisser vordringt. Alles war jedesmal wieder neu wie am ersten Tag. Schliesslich nahmen wir den eigentlichen Fluss in Angriff. Dazu waren wir eigentlich hergekommen. Seine anfangs ruhig dahinfließenden Wasser waren höchst angenehm zu befahren. Doch dann folgten die ersten Untiefen, Schnellen, unpassierbaren Stellen. Oft genug glitten und hopsten wir rauh über Steine und Felsen oder mussten weite Strecken auf dem Landweg umgehen.

Doch die Gegend war unberührt, der Fluss meist ein tief in die Felsen eingefurchtes Wildwasser. Es war ein mühsames Vorwärtkommen, und die Fussmärsche wurden länger. Sie raubten uns einiges vom ursprünglichen Elan und von den Reservekräften. Nach vier Wochen in so extremen Höhenlagen war es für uns Zeit, wieder ins «nur» 3500 m hoch gelegene Haupttal hinunterzukommen. Und uns im Gewimmel der bunten Indianermärkte zu verlieren.

Den Touristen mag der Rio Vilcanota als wilder, unberechenbarer Bergfluss vorkommen. Was er auch ist. Für uns jedoch erwies er sich als eine der besten «Amazonas»-Strecken. Seine rasante Strömung trieb uns mit Tempo vorwärts, die befahrbaren Strecken waren meistens sehr lang, und wann immer wir gezwungen waren, an Land zu gehen, lohnte es sich auch. Natürlich war der Fluss gefährlich, doch wir hatten uns längst an den gegenseitigen Warnruf «Rapidos!» (Stromschnellen!) gewöhnt. Das grosse Problem blieb nach wie vor das Steuern. Wir hatten ein grosses Handruder zum Steuern gebastelt, aber es half wenig. Nur allzu oft drehte uns die Strömung wie eine Nusschale im Kreise. Seit den Lagunen hatten wir ein gutes Dutzend schlimmer Felsauffahrten und zwei richtige Unfälle (einer davon hinterliess das Boot defekt) zu verbuchen und hatten trotzdem den Eindruck, noch gut weggekommen zu sein.

Obwohl Cuzco dreissig Strassenkilometer südwestlich des Heiligen Tals der Inkas liegt, gab's ein Wiedersehen mit der altherwürdigen Hauptstadt des Inkareichs. Der 24. Juni nahte. Wir kamen gerade zur rechten Zeit von Pisac herauf, um «Inti Raymi» zu erleben. Das jährliche Sonnenwendfest spielt sich nach alter Inka-Tradition ab und ist eines der farbenprächtigsten Schauspiele und volkstümlichsten Feste Südamerikas. Es lockt jeweils um die hunderttausend Indios aus der Provinz Cuzco zu den Ruinen der einstigen Inka-Festung Sacsahuaman – ein unvergesslicher Tag!

Der Weg zum Fluss zurück führte, teils per Camion, teils zu Fuss, über Chinchero. Ich wollte Marlis den Ort zeigen, wo wir mit Kris Kristofferson die letzten Songs für Janis Joplin zu rechtgeschmiedet hatten, Peter Fonda und Michelle Phillips die regnerischen Tage in stillen Ecken mit der Gitarre überbrückt hatten, Dennis seinen verrückten Film machte und all die faszinierenden Geschehnisse sich abspielten... Die Konfrontation mit dem Chinchero-Alltag war ein Schock. Die blühenden Wiesen der Regenzeit waren einem dünnen Gelbbraun gewichen, die Filmdorf-Kulissen vom Dorfplatz verschwunden, die Menschen zerstreut. Alles war leer und öde – für mich. Marlis fand das Dorf reizvoll, wie es eben war. Nun, die Zeit des «Letzten Films» schien in einem andern Leben, in einer andern Welt gewesen zu sein. Eben: Film. Eine Illusion wurde langsam «vom Winde verweht»... Marlis und ich jedoch mussten ununterbrochen mit der Wirklichkeit zurecht kommen – auch wenn sie uns oft genug wie ein Abenteuerfilm made in Hollywood vorkam.

Schlangen und Schluchten am Urubamba

Das fruchtbare Heilige Tal der Inkas zwischen Pisac und Ollantaytambo, mit den erstaunlichen Terrassenkulturen und den grandiosen Steinmauern der einstigen Inka-Städte und -Festungen, mit dem klaren blauen Wasser des Flusses, der in sämtlichen Farbschattierungen des Farbspektrums blühenden Landschaft und den gastfreundlichen Indios und Hacienda-Bewohnern, schien eher ein solches «Filmerlebnis» zu sein. Nicht einmal der Zwischenfall mit der angreifenden Schlange, die ich mit einem Felsbrocken aufs Genick tötete, schien uns «aufzuwecken» – obwohl sie wohl so giftig war wie ihre giftgrüne Haut grün. Als das Tal sich jedoch verengte, wurden wir brutal in die harte Wirklichkeit zurückgestossen – durch Felsblöcke. Dies war nun der Urubamba, und wir hatten genug Schauergeschichten über den «Killer-Fluss» gehört, um einigen Respekt zu haben. Ein paar Tage später wussten wir, dass sie wohl alle stimmten. Auf der Machu Picchu-Strecke ist der Urubamba ein «unmöglicher» Fluss. Bei niedrigem Wasserstand sitzt man ständig auf Steinen und Felsen fest und ruiniert innert Rekordzeit das Boot. Bei Hochwasser reissen einem die braunen Fluten in den Tod.

Gleichwohl gaben wir nicht so schnell auf und befuhren den Fluss doch auf

recht vielen Abschnitten. Bei gefährlichen Engpässen zwischen Felsblöcken wagte ich es manchmal nur allein und mit halbem Gepäck, während Marlis mit dem wertvolleren Rucksack sowie Dokumenten und Kameras den buchstäblich «dornenreichen» Landweg nahm. Das war oft ein zermürbend mühseliges Unterfangen, da es keine Strasse nach Machu Picchu gibt. Und die Steilhänge links und rechts wuchsen höher und höher in den Himmel, verengten sich zu unheimlichen, düsteren Felsenschluchten, wo nie ein Sonnenstrahl hinkam. Anderthalb Nächte verbrachten wir in solchen Schluchtbiwaks. Die zweite Nacht zählt nur halb, weil wir schon kurz nach Mitternacht wie Affen auf die Bäume flüchten mussten. Das kam so: Als ich aus langen Alpträumen endlich aufschreckte, fühlte ich mich merkwürdig nass. Erst nach einigen Sekunden realisierte ich, dass dies nicht mehr zum Alptraum gehörte. Der untere Teil meines Schlafsacks lag im Wasser! Ich schoss auf. Es regnete nicht, aber rauschende Hochwasserfluten wälzten sich durch die enge Schlucht. Und das Boot war weg! Ein paar undruckbare Ausdrücke entfuhrten mir. Sogar Marlis wachte aus ihrem Bärenschlaf auf und rieb sich die Augen. Wir rafften unser ganzes Zeug zusammen und verstaute es in hochgelegenen Felsspalten. Nur Kochtopf und Essgeschirr fehlte. Die Feuerstelle war bereits überspült worden.

Die schmutzigen Fluten schienen von Minute zu Minute höher zu steigen. Offenbar hatte es in den Bergen grosse Unwetter gegeben. Der Fluss führte Holz und allerlei undefinierbares mit sich. Hätte uns so ein Baumstamm im Schlaf überrascht, hätte er uns leicht erschlagen können. Nie mehr ein Biwak so nah am Fluss! Aber wenn's sonst keinen Platz gibt? Für den Rest der finsternen, deprimierenden Nacht blieb uns nicht viel anderes übrig, als mit dem Schlafsack auf einen Baum zu klettern, zu hoffen, dass sein Wurzelstock den anstürmenden Fluten standhielt, und das Ende der Nacht und des Hochwassers abzuwarten.

Per Boot nach Machu Picchu

Mit dem Verlust des Bootes hatten wir eigentlich immer rechnen müssen. Doch einmal mehr erlebten wir das Unerwartete. Zwei Minuten nach dem trübsinnigen Aufbruch, als wir über die Felsen kletterten, sah wir es grellrot leuchten – noch immer prall mit Luft gefüllt. Es war nur um eine Flussbiegung gespült und von einer Hochwasserströmung in der nächsten Kurve hoch auf eine schräge Felsplatte in einem toten Winkel getrieben worden. Dort balancierte es nun wie startbereit. Aufgaben war ausser jeder Diskussion. Doch wir wurden eine Spur vorsichtiger. Vielleicht. Wir fuhren eine Station weit mit dem «Indianerzug». Je näher wir Machu Picchu kamen, desto unfreundlicher wurde der Urubamba. Ich wagte mich nur noch im Alleingang aufs Wasser – was oftmals auch ins Wasser bedeutete. Die Nässe spielte keine Rolle mehr, es war bereits subtropisch warm. Und die Prellungen und Schürfungen am ganzen Körper beachtete ich nicht.

So kam ich auch das letzte Stück über die abgeschliffenen Felsen herabgeschossen. Marlis hatte sich zuvor auf mühseligste Weise durch das Buschwerk des Uferdickichts gekämpft. Ich trieb grinsend und gestikulierend vorbei. Eine solide Brücke kam in Sicht – und dann ein tosendes Rauschen in Hörweite. Die reissende Strömung trieb mich mit Tempo geradewegs auf die vermuteten Katarakte zu. Als ich näherkam, gefror mir das Blut in den

Adern: Das konnte mich nicht nur Boot und Ausrüstung, sondern auch das Leben kosten. Eine absolute Selbstmordstrecke! Lieber an Felsen geschmettert werden als dort hinunter! Aus dem Boot springen war unmöglich. Ich ruderte verzweifelt in Richtung des zunächstliegenden Felsblocks, drehte mich aber plötzlich ein paar mal um die eigene Achse und wurde schräg seitwärts einen Wasserfall hinabgespült. Ich sah noch viel schlimmere und tiefere Abstürze unter mir, dann wurde das Boot wieder herumgewirbelt, und ich sah nichts mehr. Plötzlich knallte ich äusserst hart auf einen Felsblock und sass fest. Das Boot balancierte in einem zirkusreifen Akt über einem Katarakt. Der Vorderteil schwabbelte hin und her in der hart vorbeiziehenden und nach unten reisenden Hauptströmung. Allein mein Körpergewicht hielt das Boot knapp auf dem rauhen Felsen fest.

Noch nie zuvor im Leben war ich auf so komisch-eigenartige und vorsichtige Weise aus einem Boot gekrochen. Denn gleichzeitig wollte ich auch Rucksack und Boot retten. Erst als ich auf sicherem Boden stand, merkte ich, dass es schlapp war. Durch ein schönes rundes Loch entwich die restliche Luft hörbar und in wenigen Sekunden. Ich packte das «Plastic-Wrack» wortlos zusammen. Als Marlis ankam, strahlte sie und zeigte nach oben. «Wir haben es geschafft!», sagte sie. «Per Boot nach Machu Picchu...»

Ich blickte nach oben, sah aber nichts als die himmelhohen Steilhänge. Die 600 Meter hohe Bergflanke stiegen wir auf dem schmalen Direktissima-Pfad hinan. Als ich schwitzend, mit dem lecken Boot (von dem Marlis noch nichts wusste) auf dem Buckel, die mächtigen Inkamauern erreichte, verschlug es mir fast den Atem. In der vergoldenden Abendsonne lag die rätselhafteste Stadt der Welt wie ein unirdisches Zaubergebilde auf der spitzen Bergkuppe. Machu Picchu war zwar seit über vier Jahrhunderten verlassen – doch die Strahlen der eben untergehenden Sonne schienen ihr Leben einzuhauchen. Tempel und Terrassen leuchteten im Gegenlicht. Welche Stille. Welche Stimmung! Beutamat betraten wir die Zauberstadt. In einer der strohgedeckten Hütten richteten wir uns für die Nacht ein.

Lange blickten wir hinab zum winzigen «Sandkastenfluss» tief unten. Der Rio Urubamba wälzte seine wilden Wasser ruhelos dem Tropenwald entgegen. In weitausholenden weissleuchtenden Schleifen wand er sich um den einst «letzten Zufluchtsort» eines trotz seiner Hochkultur dem Untergang geweihten Volkes. Der Urubamba hatte uns bisher mehr gegeben als wir je erhofft, erwartet oder befürchtet hatten. Wir waren sehr müde und sehr glücklich. Noch ahnten wir nicht, wie schnell man vom Paradies in die Hölle stürzen kann.

In der nächsten Nummer:

Durch die grüne Hölle des Rio Urubamba

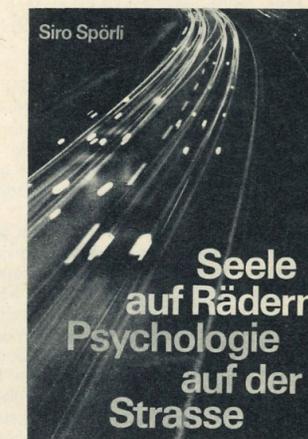
Inka-Ruinen, Kokain und Moskitos – «Floss-Traumfahrt» mit überraschendem Ende – Die Nacht der Vampire – Der «Pongo» wird bezwungen – Ein Tag in der Hölle – Ende in der Strafkolonie – Malaria?

Sichern Sie sich die Fortsetzungen dieses Exklusiv-Berichtes mit dem Bestellcoupon auf Seite 46.

Wer sicher fahren will, muss wissen, wie der andere fährt.

220 Seiten. Leinen Fr. 26.–

«In allgemeinverständlicher, oft unterhaltsamer, doch stets fundierter Art enthüllt der Autor, Verkehrspsychologe in Luzern, die nicht unbedingt offenliegenden Systemgegebenheiten des Strassenverkehrs, deren komplexes Bedingungsgefüge von Fahrern und Behörden besser verstanden werden muss. Das Werk bietet keine fertigen Rezepte; es regt zum Nachdenken über eine Zeitfrage ersten Ranges an.» Neue Zürcher Zeitung.



In jeder Buchhandlung

bei Walter

Psychiatische Krankenpflege - ein Beruf für Sie!



Schwester und Pfleger in der Psychiatrie sind wichtige Stützen des Arztes. Sie tragen eine grosse Verantwortung für Beobachtung, Behandlung sowie Betreuung der Kranken und schaffen auf ihrer Abteilung die Atmosphäre der Geborgenheit.

Die theoretische und praktische Ausbildung erfolgt in unserer neuzeitlichen, dem Hause angeschlossenen Schule nach den **Richtlinien des Schweizerischen Roten Kreuzes**. Dauer 3 Jahre mit Diplomabschluss. Eintritt vom 18. Lebensjahr an. Kursbeginn Mai und November. Keine Schulkosten. Salär vom ersten Monat an. Bitte verlangen Sie unseren Prospekt Nr. 23.

Schule für Psychiatische Krankenpflege

Psychiatrische Klinik Münsterlingen (8596) am Bodensee Telefon (072) 9 31 31

Dani, der Lausbub



– Heute ist Samstag, Papi steh auf und spann mal richtig aus – das wolltest du doch die ganze Woche...

Copyright by Cosmopress